24 — Illustrirtes Sonntagsblatt. — 1887
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Gebrandmarkt!

Eine Erzählung von Carit Etlar. (Schluß.)

9. Verlorenes Glück.

Als Jürgen in Skiern eintraf, wurde Abel soeben von Bent und dem Junker Hans aus dem Saale abgeführt. Die Schlacht schien glänzend gewonnen zu sein, wofür der Beweis in dem triumphierenden Lächeln des Junkers und in den niedergeschlagenen Mienen des Jägers zu erblicken war. Das Lächeln des ersteren wich indes einer auffälligen Blässe, als er den Obersten vom Pferde springen sah, der ihm gebieterisch und mit dem Ernste eines Richters entgegentrat.

„Was hast Du mit dem armen Jäger vor, Hans?" fragte er streng.

Der Angeredete wich unwillkürlich einen Schritt zurück und wagte seine Augen nicht aufzuschlagen, als er stotternd erwiderte: „Der Lehnsherr Graf Knud Gyldenstjerne hat Abel zur Ausweisung verurteilt und ferner zu Recht erkannt, daß er dem Kriegsheere, welches der König anwerben läßt, einzuverleiben sei. Er verweilt noch im Gerichtssaal, Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen, daß ich in keiner Weise daran schuld bin."

„Es dürfte sich jedenfalls empfehlen, mit ihm zu reden," erwiderte der Oberst. „Wir begeben uns alle drei zu ihm hinauf. Geh' Du voran, Hans."

Der Junker zögerte, ungewiß, was er thun solle, allein ein Blick auf den Obersten genügte, um sich zu fügen.

Tönne stutzte, als er seines Bruders ansichtig ward, den er in der Schenke „zum ewigen Durste" unter den Tisch getrunken wähnte. Die ernste, strenge Miene des Obersten verfehlte auch auf ihn ihre Wirkung nicht, aber er besaß größeres Selbstvertrauen und flüsterte Gyldenstjerne mit spöttischem Lächeln zu: „Nun brauchen wir für Unterhaltung nicht zu sorgen, Lehnsgraf!"

Der Oberst trat an den Tisch, begrüßte Gyldenstjerne und richtete folgende Worte an Tönne: „Ich komme zu Dir, mein Bruder, um zu erfahren, warum Ihr diesen jungen Menschen verstoßen habt, obgleich ihr beide, Du sowohl wie Hans, wißt, daß er euch niemals beleidigt und sich auch niemals gegen ein Gesetz vergangen hat, welches euch zu solcher Handlungsweise berechtigen könnte. — Ist Deine Gesellschaft denn so verderblich, Tönne, oder ist dieses Schloß, der Stammsitz unserer Ahnen, etwa so verwünscht, daß es Fluch und Unglück über jeden verhängt, der innerhalb seiner Mauern lebt? Ich spreche nicht von meiner Person, denn mir würde die Antwort von Dir zu teil werden, daß ich läge, wie ich mich gebettet hätte, und eben so wenig von ihr, der armen Christine, deren ganzes Dasein ein langer Seufzer, eine dumpfe unterdrückte Klage war, welche schließlich in diesem Zimmer verhallte: ihr Leben ist so stürmisch gewesen, daß wir ihr im Grabe jetzt wenigstens Ruhe gönnen können. Einen wie großen Anteil Du an ihrem und meinem Unglück hast, wirst Du selbst am besten wissen, „ich habe es vergessen, es ist so lange her. Aber nun dieses Kind, welches Du infolge einer Laune für eigen angenommen und infolge einer anderen Laune wieder verstoßen hast, was hätte das wohl verbrochen? Du schweigst, ach, mein Bruder, muß ich's Dir denn wiederholen, wirst Du mich dazu zwingen, zu offenbaren, wie wenig Dir an Deiner Ehre gelegen ist?"

Tönne war über diese Sprache erstaunt, an diesem feierlichen strengen Tone erkannte er seinen Bruder, den Trinker, den Spieler, nicht wieder. Er fühlte sich jedoch sicher und antwortete höhnisch: „Wie hast Du denn Deine eigene Ehre bewahrt, Bruder Jürgen? Etwa dadurch, daß Du Dein großes Gut verpraßt, derjenigen, welcher Du den Kopf verdrehtest, das Leben vergällt und Dein eigenes Kind verlassen und vergessen in die Welt hinausgestoßen hast?"

„Du irrst Dich, Tönne," entgegnete der Oberst, „mein Kind wurde niemals vergessen, denn jedesmal, wenn ich ein Gebet an unsern Herrgott richtete, habe ich es in meine Bitten eingeschlossen; es war auch nicht verlassen, sein Vater stand ihm allezeit zur Seite: wie ich früher kam, komme ich auch heute, um mein bischen Rat und Hilfe zu bringen. Hier ist mein Kind!" Mit diesen Worten schlang Jürgen seinen Arm um Abels Hals und drückte ihn an seine Brust.

Abel stieß einen Schrei aus. „Ihr, Herr Oberst, mein Vater?"

„Ja, mein Junge, leider hast Du keinen besseren."

Während die Umstehenden durch diese Worte noch von Erstaunen beherrscht waren, fuhr Jürgen fort: „Hiermit habe ich mein Recht bewiesen, mich Abels Sache anzunehmen, und nunmehr frage ich euch abermals, Kläger wie Richter, weshalb wollt Ihr das Unglück dieses Menschen?"



Juni.

„Das wirst Du gleich hören," antwortete Tönne. „Fang Du an, Hans, sag an, was Du weißt, Du darfst Dich darauf verlassen, daß ich Deine Anklage vollenden werde."

„Nein," entgegnete Jürgen, und von nun an übte die auffällige Sicherheit, mit welcher er sprach, eine immer sichtbarer werdende Wirkung auf den Schloßherrn und seinen Sohn aus; „Du, Hans, wirst sicher keine Ursache zur Klage haben, denn wenn Dein Vater Dir auch befiehlt, zu reden, so wirst Du doch nichts anderes als die reine Wahrheit berichten, dazu kennen wir beide uns zu genau."

Mit diesen Worten näherte der Oberst sich ihm und legte seine Hand auf dessen Schulter. Diese Berührung, wie sanft und freundlich sie auch war, schien den Junker zu elektrisieren; er wich entsetzt zurück, sein Antlitz überzog sich mit Leichenblässe und seine Lippen bebten.

„Ich klage Abel ja in keiner Sache an," antwortete er leiser und beinahe flüsternd.

„Aber dann thue ich es," rief Tönne aus, indem er aufsprang, den Stuhl zurückschob und dicht an den Oberst herantrat. „Ich beschuldige ihn hiermit, daß er versucht hat, sich die Liebe meiner Tochter zu erschleichen, sie mit Schmeicheleien und falschen Worten bethört hat, um sie in sein Netz zu locken und sie vergessen zu machen, was sie ihrem Stande, ihrem Namen und der Ehre ihrer angesehenen Familie schuldig ist. Ich habe ihn des Tags vor ihren Füßen knieen und nachts unter ihren Fenstern umherschleichen sehen. Mag er es leugnen, wenn er dazu die Frechheit haben sollte."

Der Oberst lächelte.

„Was sagst Du hierzu, Abel?" fragte der Lehnsgraf, welcher ruhig und aufmerksam dem Gange und den Abwechselungen dieses Auftritts gefolgt war.

„Es ist die Wahrheit," entgegnete Abel freimütig. „Wir begegneten uns am Tage und ich vernahm abends ihre Stimme, da uns keine besseren Verhältnisse zu Gebote standen als Verborgenheit und Finsternis; dessen sei Gott aber Zeuge, daß diese Zusammenkünfte stets in Zucht und Ehren geschehen sind."

„Liebt Karen Dich denn?" fragte Gyldenstjerne.

Abel schwieg.

„Ob sie ihn liebt?" wiederholte Tönne, „nein, Herr Lehnsgraf, meine Tochter kennt ihre Pflichten zu genau, um sothane Schmach auf ihre Familie zu häufen."

„Ihr irrt Euch, mein gnädiger Herr und Vater," erklang eine sanfte, schüchterne Stimme in der Thür, welche sich unbemerkt geöffnet hatte; „ich liebe Abel."

Mit diesen Worten trat Karen errötend und schamhaft in den Saal.

Tönne stieß einen Fluch aus; Jürgen reichte ihm lächelnd die Hand, die dieser aber abwehrte.

„Tritt nur näher, mein liebes Kind," äußerte Gyldenstjerne freundlich. „Du brauchst Dich nicht zu fürchten, zu sprechen."

Karen erhob ihr schönes Antlitz, die tiefe Röte, welche soeben auf demselben geweilt hatte, wich einer leichenhaften Blässe, doch drückten diese sanften, kindlichen Züge bei aller Schüchternheit zugleich einen festen, beharrlichen Willen aus. Ihre Augen suchten diejenigen Abels. Wie inhaltsreich und redend war nicht dieser Blick, welcher von ihm erwidert wurde, und in welchem sie einesteils bestätigen zu wollen schien, was er soeben gesagt hatte, und anderenteils Kraft suchte, dem drohenden Sturm zu begegnen.

Die Wut Tönne's kannte jetzt keine Schranken mehr. Er gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, schlug mit der geballten Rechten auf den Tisch, erhob sich von seinem Sessel und sank wieder in denselben zurück, während seine Augen, die sich unstät von dem einen auf den anderen richteten, schließlich den Obersten zu durchbohren schienen, der ruhig und schweigend vor ihm stand, sich auf seinen unzertrennlichen Begleiter, seinen langen, verrosteten Degen stützend.

„Nun," rief Tönne endlich aus, „so geh' denn und nimm Deinen adeligen Herrn Sohn mit Dir, ... oder hättest Du uns vielleicht noch mehr zu sagen?"

„Ja, Bruder Tönne, ich habe noch in petto, um Karens Hand für Abel anzuhalten, da sie sich ja gegenseitig lieben."

Tönne brach in ein krampfhaftes Gelächter aus. „Sieh Dir doch den Brautwerber an, Hans! Aber, zum Henker, Junge, weshalb lachst Du nicht? Gibt es wohl etwas Lächerlicheres?"

„Ich lache ja schon aus vollem Halse," versicherte der Junker, obwohl seine Mienen die höchste Niedergeschlagenheit bekundeten.

„Weshalb findest Du dies so lächerlich, Tönne?" fragte Jürgen ernst. „Du verheiratest Deine Tochter mit dem Sohne Deines Bruders, — ist die Partie etwa so ungleich?"

„Den Sohn meines Bruders!" wiederholte Tönne höhnisch, „ja, freilich, und welches Bruders? .... eines Helden in allen Spelunken, auf Marktplätzen und in Spielhöllen!"

„Ja," erwiderte Jürgen, „in Wirtschaften sowohl wie auf dem Wahlplatze, ... ich habe mir auf beiden Stellen den Namen, den Du soeben aussprachest, erworben; übrigens erwählte ich die Schenke erst zu meinem Aufenthalt, als Du mich aus meinem Eigentume vertriebst."

„Ich?" machte Tönne verwundert.

„Allerdings, jedoch .... lassen wir die Toten ruhen, ... es sind ja seit jener Zeit so viele Sommer ins Land gegangen .... sprechen wir lieber von Karen."

„Und wenn ich nun meine Einwilligung dazu erteilte, daß Dein würdiger Herr Sohn meine Tochter heiraten dürfte, auf welche Art und Weise beabsichtigt er dann, sie zu ernähren? Besitzt er eines fußbreits Erde, oder meinst Du gar, ich sollte ihm zu dem Mädchen noch dies Schloß und meine sonstigen Liegenschaften in den Kauf geben?"

Während Jürgen sich auf eine Antwort zu besinnen schien, fuhr Tönne, sich an Gyldenstjerne wendend, fort: „Herr Lehnsgraf, Ihr, dem das Gesetz genau bekannt ist, werdet wissen, was dasselbe mit bezug auf einen Fall wie den vorliegenden sagt. Wollt Ihr uns den betreffenden Passus mitteilen?"

„In dem zu Recht bestehenden Rezeß," antwortete Gyldenstjerne, „heißt es, daß kein freies Weib und keine freie, adelige Jungfrau einen unfreien Mann heiraten darf."

„Soviel ich davon verstehe, findet dies auf Dich Anwendung, Jürgen!" bemerkte Tönne. „Ich bitte Euch, Herr Lehnsgraf, fortzufahren, der Rezeß hat noch eine Interpretation zum vorstehenden."

„Wenn eine Edeldame sich erdreistet, gegen diese Bestimmung zu handeln, und dies nicht unter Hinzuziehung des Rats und der Einwilligung ihrer Verwandten und Freunde geschieht, da soll sie all ihr Hab und Gut verwirkt haben, so daß ihre nächsten Erben dasselbe sofort an sich nehmen und für ihre Leibeserben behalten können."

„Was sagst Du hierzu, mein Töchterlein?" fragte Tönne sie mit boshaftem Lächeln.

„Ach, mein Vater," versetzte Karen, ohne ihre Augen gegen ihn aufzuschlagen, „war es mir bekannt, daß ich durch meine Liebe zu Abel mich Eurem Zorne aussetzen würde, wie sollte ich wohl Bedenken hegen, um seinetwillen mein Vermögen zu opfern?"

„Du bist demgemäß also bereit, auf Dein Erbteil zu verzichten?"

„Ja."

„Du erklärst Dich damit zufrieden, dies Schloß zu verlassen, ohne später die geringste Forderung geltend machen zu können?"

„Ja," sagte Karen unbedenklich und ihr Antlitz überzog sich dabei mit Sonnenschein.

Tönne schien sich die Sache zu überlegen und schielte nach Hans hinüber, der sich an das Fenstergesims lehnte, ohne ein Wort auf das, was er hörte, zu äußern.

„Zu all diesem könntest Du Dich verstehen, nur um Abel anzugehören?"

„Ja," versicherte Karen, „und jeden Tag meines Lebens würde ich Gott und Euch für das mir widerfahrene Glück danken."

„Das Glück!" spottete Tönne; „nennst Du das Glück, Dein stolzes Schloß mit einer Hütte, den Ueberfluß mit Mangel zu vertauschen, ohne anderes in Dein neues Heim mitzunehmen als meinen Fluch?"

„O nein, nein, mein Vater!" flehte Karen, sich vor Tönne's Füße werfend, „alles andere, nur nicht das letzte."

„Das meint er auch nicht so, liebe Karen," beruhigte Jürgen das weinende Mädchen, „Du brauchst Dir deswegen keine unnötige Sorge zu machen."

„Nein, Du hast recht, Jürgen, ich will sie nicht verfluchen, die Strafe würde zu schwer sein; Dein Sohn wird ihr schon den Lohn auskehren, den sie verdient. Womit gedenkst Du sie denn zu ernähren, Abel?"

„Mit diesem!" nahm der Oberst das Wort, indem er an den Kamin eilte, ein Oelgemälde lüftete und aus der Leinwand des Blindrahmens ein zusammengefaltetes Papier hervorzog.

Es war Christine's Testament, dessen Versteck ihm Abel an jenem Abend offenbart hatte.

Der Oberst nahm das Papier bedächtig auseinander und hielt es vor Tönne's Augen, ohne dasselbe jedoch aus der Hand zu geben.

Kaum hatte der Schloßherr einen Blick darauf geworfen, als die plötzliche Veränderung seines Antlitzes bekundete, daß er es wieder erkannt hatte. Er sank in den Sessel zurück und starrte den Obersten mit wilden, weit aufgerissenen Augen und einem Ausdruck des tiefsten Entsetzens an. Er rang nach Luft, aber die Stimme versagte ihm. „Ach, mein Sohn," stöhnte er endlich mit krampfhaftem Weinen hervor: „Wir sind verloren!"

„Das dächte ich doch nicht," sagte Jürgen sanft.

„Ja, in dieser Beziehung kenne ich Dich zu gut, lieber Jürgen. — Und dieses Papier, welches an dem Abend, an welchem es geschrieben wurde, verschwand, — wie ist es in Deine Hände gelangt?"

„Das siehst Du doch, Tönne," antwortete der Oberst, „Du hast es selbst bewacht, bis ich es jetzt von dort weggenommen habe."

„Ja, ich begreife aber den Zusammenhang nicht."

„Erlaubt Ihr, daß ich dieses Papier, welches eine so seltsame Ueberraschung bewirkt hat, in Augenschein nehme?" fragte der Lehnsherr.

„Nein, Knud Gyldenstjerne," antwortete Jürgen, „das erlaube ich nicht."

„Auch dann nicht, wenn ich in meiner Eigenschaft als Lehnsherr es verlange?"

„Auch dann nicht," erwiderte Jürgen entschieden. „Es ist nämlich ein Familiendokument," fügte er lächelnd hinzu. „Nicht wahr, Bruder Tönne?"

„Ach, Herrgott!" rief Tönne mit seiner früheren unangenehm weinerlichen Stimme: „Du kannst es ebenso gut jetzt wie später vorzeigen. Es ist ja doch Deine Absicht, mich zu verderben."

„Nein, Bruder, Du irrst Dich fortwährend. Ich kam in Frieden hierher, und dieses Testament soll vergessen sein wie alles übrige."

Mit diesen Worten trat er an den Kamin und warf das Papier ins Feuer.

Als Tönne sah, daß die Flammen das Testament vernichteten, stieß er einen Jubelruf aus, sprang auf Jürgen zu und umfaßte ihn in knieender Stellung. Er war in diesem Augenblick ebenso kriechend in seiner Erniedrigung, wie er vorhin in seiner eingebildeten Ueberlegenheit triumphiert hatte.

„Laßt uns hinfort nicht mehr daran denken," sagte Jürgen, „sondern uns mit jenen beiden beschäftigen, deren Glück in Deine Hände gelegt ist."

„Karen soll im weitesten Umfange ihren Willen haben," äußerte Tönne eifrig, „möge sie in Gottes Namen nehmen, wen sie wolle, wenn sie nur nicht verlangt, daß ich um ihretwillen die Rechte auf das Schloß Skiern, welches nach meinem Tode Hans zufällt, an sie abtreten soll. Seid Ihr nun froh und zufrieden?" fragte er mit erzwungenem Lächeln.

Karen und Abel ergriffen seine Hände, Tönne schien bewegt zu sein.

„Ihr könnt auf dem kleinen Hof, den ich in Osterwelling besitze, wohnen," fügte er hinzu, „es soll Euch dort an nichts fehlen."

Als der Oberst und Abel eine halbe Stunde später das Schloß verließen, begleiteten Tönne und Hans sie bis an die Zugbrücke.

„Wir stecken, meiner Seel'! gut in der Patsche, lieber Hans," flüsterte der Ritter seinem Sohne zu, als sie ins Schloß zurückkehrten. „Gott mag wissen, was Jürgen noch gegen uns im Schilde führt; soviel steht indes fest, daß er hinsichtlich des Testaments Christine's von allem in Kenntnis gesetzt ist."

„Ja, leider," seufzte Hans. „Er weiß auch noch mehr."

„Wir haben unser ganzes Spiel verloren, Du, und das gegen diese Beiden!"

„Noch nicht!" erwiderte der Junker mit düsteren, drohenden Blicken. „Ich glaube vielmehr, daß wir gewonnen haben."

„Was?"

„Alles!"

„Was meinst Du damit?" fragte Tönne erstaunt.

„Mein teurer Vater wird das heute abend erfahren," flüsterte Hans. „Pst, Knud Gyldenstjerne scheint uns zu beobachten!"

10. Ein wohlbewahrtes Geheimnis.

An diesem Abend erschien der Mond kurz nach Sonnenuntergang. In dem klaren Frostwetter, welches der Nordwestwind im Gefolge hatte, strahlten unzählige Sterne in einem bläulich funkelnden Lichte. Kein Luftzug regte sich, es war überall still und ruhig, selbst die Kettenhunde drüben im Dorfe schwiegen, wie wenn sie sich scheuten, die Ruhe und den Frieden dieses Abends zu stören.

Kurz nach Sonnenuntergang ritt ein einzelner Reiter langsam durch den Hohlweg des Karmarker Waldes. Er war in einen dunklen Mantel eingehüllt und hatte seinen grauen Filzhut tief auf die Stirn hinabgedrückt. Man erkannte beim Mondenschimmer in diesem einsamen Reiter den Obersten Jürgen Brok, welcher, nachdem er sich von Abel verabschiedet hatte, nach Hause ritt. Seine Züge kennzeichneten eine glückselige Zufriedenheit, während er, ohne sich um sein Roß oder den Weg zu bekümmern, sich den Gedanken hingab, die sich ihm vor die Seele drängten.

„Ich habe gleichwohl etwas auf Erden ausgerichtet, und wäre es auch noch so gering," flüsterte er, seine dunklen, klugen Augen dankbar gen Himmel aufschlagend. „Abel und Karen werden ein glückliches Paar sein, und ich werde jeden Tag zu ihnen hinüberreiten, um Zeuge ihres Glückes zu sein. — Ich will auch zur Erinnerung an diesen Tag eine schöne Blume auf Dein Grab pflanzen, liebe Christine, und Dir überdies noch eine Freude bereiten: von nun an werde ich nur für die beiden leben und dem Becher sowie den Würfeln Valet sagen. Bei Gott! es ist auch nachgerade an der Zeit, einen geregelteren Lebenswandel zu beginnen. Der liebe Herrgott nahm Dich zu sich, ohne daß ich Dir ein Lebewohl zurufen konnte; aber ich hoffe doch, daß wir nicht so fern von einander geschieden sind, daß Dir das Glück derjenigen, die Du auf Erden geliebt hast, unbekannt bleiben sollte. Abel ist ein braver Junge; ich werde ihn lehren, ein Mann zu werden, wenn es jemanden möglich ist, etwas gutes von mir zu lernen. Wenn dann nach einigen Jahren meine Kräfte abnehmen, werde ich mir einen Winkel hinter dem Ofen des jungen Paares aussuchen und mich an dem hellen Sonnenschein erfreuen, der mir noch am Abend meines Lebens vergönnt ward, nachdem es bisher für mich so düster und stürmisch gewesen."

Jürgen wurde aus diesen Betrachtungen durch den Hufschlag eines Pferdes herausgerissen, welches ihm entgegenkam. „Was sehe ich?" rief er überrascht aus. „Bist Du's, Hans! Wohin noch so spät?"

„Wir reiten wohl ein Stück des Weges zusammen, Onkel," antwortete der Junker.

„Das nehme ich gern an, Hans. Ich habe Dir überdies noch einen Dank abzustatten."

„Von wem?"

„Von Abel. Von heute ab wollen wir gute Freunde sein, Hans, und vergessen, was dahinterliegt."

„Zum Unglück für mich, Onkel, läßt sich die Vergangenheit nicht verwischen."

„Wir wollen sie in den Grund unseres Herzens vergraben."

„Da ist sie immerhin nicht sicher genug verwahrt," entgegnete Hans.

Erst in diesem Augenblick entdeckte Jürgen die düstere, feindselige Stimmung des Junkers. „Wie meinst Du das?"

„Ich meine, daß Ihr zuviel von mir wißt, um es geheim zu halten. Das Brandmal brennt mir auf der Schulter, Onkel; das Testament der Verstorbenen ist zwar zu Asche verwandelt, aber Ihr wißt doch, was in demselben gestanden hat."

„Wie könnte ich jetzt wohl, nachdem das Testament nicht mehr vorhanden, eine Klage wegen Erbschleicherei gegen Euch mit Erfolg anhängig machen? Erwäge doch, Hans: wenn ich heute geschwiegen habe, wo doch alles auf dem Spiele stand, wie sollte ich später reden, wo es sich um nichts handeln würde?"

„So lautet zwar heute Euer Versprechen, allein morgen leert Ihr drüben im Kruge einen Becher nach dem andern, und dann steigt das Geheimnis aus dem Herzen zu den Lippen hinauf. Seht, um desset-willen müssen wir uns nach einem sicheren Aufbewahrungsort umsehen."

„Wo findet sich derselbe?"

„Im Grabe! — Darum habe ich Euch heut' abend aufgesucht," fuhr Hans mit fieberartiger Heftigkeit fort, „und Gott sei Dank, daß ich Euch angetroffen habe. Seht Euch um, Onkel, die Schmiedehütte liegt nur drei Schritt von uns entfernt .... Ihr reitet mit mir dahin, um mir Genugthuung zu geben für die Schmach und Schande, welche Ihr mir dort angethan habt. Ihr waret damals zwei gegen mich, hoffentlich werdet Ihr vor einem Kampfe mit mir allein nicht zurückbeben. Solltet Ihr aber aus irgend einer Ursache den Zweikampf zurückweisen, werde ich Euch beleidigen, jetzt, später, allüberall, wo wir mit einander zusammentreffen: ich schneide den Schweif von Eurem Pferde, ich schlag' Euch mit dem Griff meines Degens ins Antlitz, ich ...."

„Halt' inne, Hans, halt' doch inne!" unterbrach ihn der Oberst, dessen Blut bei diesen schweren Beleidigungen in Wallung geriet. „Reite in Frieden nach Hause; ich kann mich jetzt doch nicht mit Dir schlagen."

Hans brach in ein spöttisches Lachen aus. „Hab' ich mir das nicht schon gedacht!" rief er, „der Mut des tapferen Obersten Brok reicht nicht über die Thürschwellen der Spelunken und Spielbuden hinaus; drinnen prahlt er von seinen Großthaten, jedoch außerhalb dieser Wirtschaften verschwindet seine Mannhaftigkeit mit den Wirkungen des Weins. Der Prahlhans schrumpft alsdann zu einem feigen Schurken zusammen!"

„Tod und Teufel, Bube, ist es Dir also ernstlich darum zu thun, heut' abend mit einer zweiten Schramme nach Hause zu reiten? So komm' denn, Dein Wunsch soll erfüllt werden. Gott ist mein Zeuge, daß mich die Schuld nicht trifft."

Jürgen schlug jetzt seinen Mantel zurück und stieg vom Pferde. Hans harrte seiner bereits, ... eine so gewaltige Veränderung hatten die Ereignisse der letzten Zeit auf ihn ausgeübt. Das Gefühl der Selbsterhaltung verleiht sogar einem Feigling Mut und Stärke. Er fühlte, daß die Sicherheit seiner Zukunft, seine Ruhe und Ehre, das will sagen, das Zusammenleben mit seinen Freunden, im wesentlichen darauf beruhte, daß die entsetzlichen Geheimnisse, die der Oberst mit ihm teilte, verborgen blieben; vor kurzem feig und verzagt, bot er jetzt der Gefahr Trotz, ja, er suchte sie und forderte sie heraus. Er setzte freilich kein Mißtrauen in die Versprechungen des Obersten, aber das Geheimnis war doch ein gezücktes Schwert, welches ihn niederstrecken konnte, wenn er sich dessen am wenigsten versah. Aus all diesen und noch anderen Gründen hatte der Gedanke an einen Kampf bis aufs Messer ihn in den letzten Tagen unaufhörlich beschäftigt, und die Ereignisse dieses Tages brachten endlich einen Plan zur Reife, zu dessen Ausführung er sich nunmehr anschickte: den Stahl für den Haß, den Tod für das Geheimnis!

Es war zum zweitenmale, daß sie sich vor dieser Hütte befanden, die Thür war verschlossen, es herrschte ringsum tiefes Schweigen und es schien sich nichts verändert zu haben, außer daß Hans jetzt die Situation beherrschte.

Sie hatten ihre Pferde angebunden und begaben sich einige Schritte tiefer auf die Heide. Im Begriff, seinen Degen zu ziehen, äußerte der Oberst: „Es ist also Dein fester Wille, Hans ...."

„Es ist mein fester Wille, Euch zu töten," unterbrach ihn Hans, „laßt uns deshalb jede weitere Erklärung sparen."

Mit diesen Worten riß er seinen Degen aus der Scheide und drang auf den Obersten ein.

In dem jetzt beginnenden Kampfe war es Jürgen hauptsächlich darum zu thun, sich gegen die raschen, wiederholten Stöße zu decken, die sein Gegner gegen ihn führte. Inzwischen suchte er eine günstige Gelegenheit zu erspähen, ihn zu entwaffnen, aber die Verzweiflung verlieh dem Junker Dreistigkeit und Stärke: sein fester, drohender Blick fand jede Blöße. Jürgen blutete bereits aus zwei Wunden; er hatte gehofft, Hans zu ermüden, fand sich aber getäuscht.

Der Mond spendete helles Licht auf den Wahlplatz hernieder, in dessen Schein die gekreuzten Degen wie zwei Blitzstrahlen funkelten. Der Junker war leichenblaß, seine Lippen waren fest zusammengekniffen, seine Augen schienen in ihrem gehässigen, spähenden Eifer aus ihren Höhlen hervorzutreten. Der Oberst verlor allmählich die ruhige Kälte, mit welcher er den Kampf eröffnet hatte; in diesem Augenblick benutzte er jeden Vorteil, den der Zufall ihm darbot, er sah ein, wie wenig Gnade er zu hoffen hatte, es galt, zu siegen oder getötet zu werden, er kämpfte für sein Leben. Deshalb wandte er nun all seine Kräfte an, die er bislang geschont hatte;

seine Ausfälle geschahen häufiger und schneller hintereinander. Bei einem derselben bog der Junker sich zur Seite, der Stich glitt über seinen linken Arm hinweg, den man dem Gebrauche jener Zeit gemäß vor die Brust hielt, wenn man nicht mit Degen und Dolch zu gleicher Zeit kämpfte. In demselben Moment vergalt Hans den Stoß.

Jürgen stieß einen dumpfen Schrei aus, verlor seine Waffe und sank zurück. Der Degen des Junkers stak noch in seiner Brust.

„Erhebt Euch!“ rief Hans bebend und außer Atem. Rasch! wir beginnen von neuem.“

„Nein,“ antwortete Jürgen matt und leise; „wir fangen nicht wieder an. Ich habe mein Teil erhalten.“

„In der That?“ rief Hans triumphierend, indem er sich tief auf seinen Onkel hernieder beugte.

„Ja,“ flüsterte Jürgen; „es reicht gerade hin.“

„Aber das Brandmal auf Eurer Schulter wird doch nie verschwinden!“ erklang plötzlich in seiner Nähe eine tiefe und drohende Stimme, und als er sich umwendete, sah er ein düsteres Antlitz aus dem Giebel der Schmiedehütte zum Vorschein kommen. Dieses Antlitz war von grauen Locken umrahmt, die gespensterhaft im Winde flatterten. — Hans starrte unverwandt nach oben, er glaubte die Gesichtszüge der Zigeunerin Nille zu erkennen. — Eine entsetzliche Angst spiegelte sich in seinen Zügen ab, er schwankte wie ein Berauschter. Er, der mächtige Gebieter von Skiern und der weitläufigen Landstrecken, die man von diesem Fleck aus übersehen konnte, fühlte sich durch dieses verachtete Zigeunerweib bezwungen. — Der Kampf, der ihn so viel Selbstüberwindung gekostet, ehe er sich zu demselben hatte entschließen können, war also gewonnen und doch verloren; das rote Blut, das langsam aus Jürgen's Brust rieselte

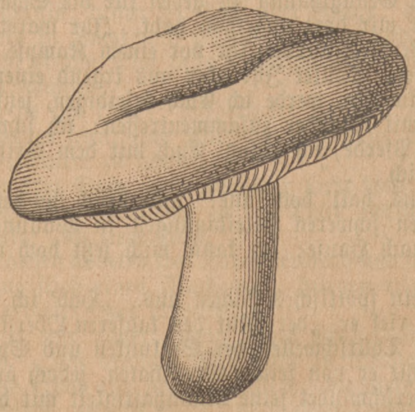

Fig. 1. Brätling.


Fig. 4. Parasolschwamm.


Fig. 2. Echter Champignon.


Fig. 3. Mufferon.


Fig. 5. Eierschwamm.

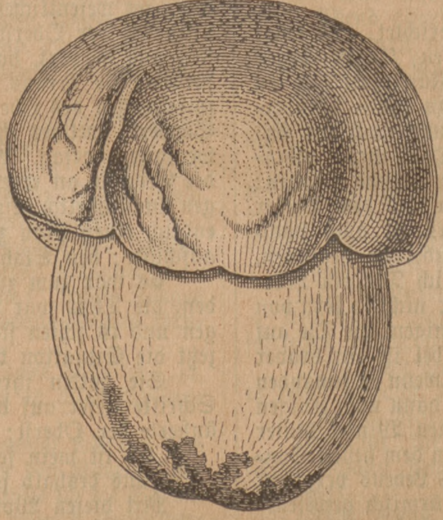
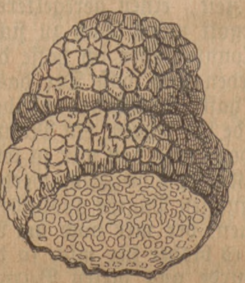

Fig. 6. Steinpilz.


Fig. 7. Lorchel.


Fig. 8. Trüffel.

Hans gewahrte jetzt die bläuliche Leichenfarbe, welche bereits das Antlitz des Obersten bedeckte. „Nun ist mein Geheimnis sicher!“ rief er.

„Ach, mein Junge,“ antwortete Jürgen, „Du begreifst mich nicht, Du hast mich niemals verstanden. Man kann Spieler, Trinker und doch ein ehrlicher Mann sein. Nie im Leben würde von dem, was ich zu verschweigen versprochen hatte, ein Wort über meine Lippen gegangen sein. Jedoch, Hans, es ist vielleicht besser so. Grüß Abel! Ich weiß, daß ich sterben muß. Gott mag wissen, weshalb ich das Leben bekam! Wie sich meines Daseins keiner gefreut, so wird auch wohl keiner über meinen Tod trauern.“

Jürgen stieß einen leisen und langen Seufzer aus, streckte seine Glieder auf den Ginster hin und starb.

„Jetzt fort von hier!“ äußerte der Junker und fügte siegestrunken hinzu: „Mein Geheimnis ist gut verwahrt!“

und den Sand vor seinen Füßen färbte, es war vergebens vergossen! Er hoffte, gesiegt zu haben, und mußte den Kampf wieder von neuem beginnen! — All diese Gedanken drängten sich dem Junker in diesem Augenblick vor die Seele und brachten ihn zur Verzweiflung. Er stieß einen durchdringenden Angstruf aus, warf seinen Degen weit von sich und bestieg sein Roß.

„Ja, reitet nur immer zu, Junker!“ erscholl die hohle Stimme des Zigeunerweibes hinter ihm her. „So weit kann Euer Pferd Euch doch nicht von hinnen tragen, daß Ihr mir entgehen könnt, und von Stund an gilt es einen Kampf zwischen uns beiden.“

Hans hielt sein Pferd an, welches bereits in Galopp gesetzt war. Er verharrte, die Hand unter dem Kinn, mehrere Minuten in dumpfem Hinbrüten, dann wandte er sich nach der Hütte um und rief: „Ach nein, Mutter Nille, das fällt mir im Traume nicht

ein, mich mit einer Hexe zu messen. Wenn Sie die Schmiede verläßt, begebe Sie sich zu dem Besitzer von Skiern und sage ihm, daß möget Ihr inzwischen allhier mit meinen Geheimnissen thun oder lassen, was zum Henker Euch gefällt!"



Lebewohl. (Mit Gedicht.)

er sich vorderhand nicht mehr um seinen Sohn zu bemühen brauche. Ich ziehe jetzt mit dem Könige nach Deutschland in den Krieg und

Mit diesen Worten jagte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und verschwand im Dickicht des Waldes.

Seit diesem Abend sah man den Junker nicht mehr. Ein Gerücht erwähnt, daß er im Kriege in Deutschland gefallen sei; nach einer andern Version soll er wegen eines gegen einen Standesgenossen begangenen Raubmordes zu Augsburg erhenkt und sein Leichnam aufs Rad geflochten sein. Wie dem auch sein möge, so steht fest, daß er nie wieder nach Skiern zurückgekehrt ist.

Als Abel am nächsten Morgen im Schlosse eintraf, wurde er von Tönne in schwarzem Traueranzuge empfangen und Karen zugeführt.

„Dein Vater ist gestern in eine Schlägerei verwickelt worden und im Duell gefallen, lieber Abel; seine Leiche liegt drinnen im Saale aufgebahrt. Es wird jetzt meine Sache sein, künftig für Dich zu sorgen, und ich habe mir überlegt, daß Ihr beide nicht nach dem kleinen Hofe in Osterwelling zu ziehen braucht .... vielmehr wäre es mir lieber," fügte Tönne gütig hinzu, „wenn Ihr Euch auf diesem Schlosse wohnlich einrichtetet, um mich im Alter zu pflegen."

Bei diesen Worten barg der Ritter sein Haupt in seine Hände und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus .... sein Schmerz galt dem verlorenen Sohne, für den er vergebens gesorgt und irdische Güter zusammengescharrt hatte.

* * *

Das letzte, was über Tönne Broks Familie bekannt geworden ist, findet sich im Skierner Kirchenbuche für das Jahr 1697 wie folgt verzeichnet: „Im Monat August d. J. sind — wenige Tage hintereinander — die ehr- und tugendsamen Jungfrauen Barbara und Margarete aus dem wohlfürnehmen Geschlechte Derer von Brok selig im Herrn entschlafen. Wie verlautet, waren sie die letzten ihres Stammes. Ihre Verhältnisse gestalteten sich am Abend ihres Lebens so kläglich, daß sie bei Anbruch der Dunkelheit mit einem eisernen Kochtopf von Thür zu Thür wanderten, um im Namen Jesu für den folgenden Tag etwas Speise zu erflehen. Sic transit gloria mundi!

P. S. Die hohen Verstorbenen sind auf Kosten des Armenwesens zur Erde bestattet worden, wodurch der Gemeinde eine Ausgabe von fünf harten Thalern erwachsen ist."

Hochverräter.

Novelle von C. Kimmich. (Schluß.)

Der Assessor war, als er das Haus des Oberförsters verlassen hatte, ziellos dem Walde zugerannt. In seinem Kopfe ging es wirr durcheinander, er konnte absolut keinen bestimmten Gedanken fassen: nur das eine war ihm klar, daß ihm nie in seinem Leben Ungeschickteres, Schlimmeres, Verderbenbringenderes begegnet war, noch überhaupt hätte begegnen können, als dies heute der Fall war. Seinen eigenen Chef wie einen gemeinen Verbrecher behandeln und ohne weiteres zu verhaften, das ging ja über alles Unglück, das einen strebsamen Beamten treffen konnte, weit hinaus. Der Fall mußte seine ganze Zukunft, sein ganzes, vor einigen Stunden kaum gefundenes Glück zerstören, er mußte ihn lebenslänglich unglücklich machen. Zentnerschwer lastete dieses eine Bewußtsein auf ihm; es trieb ihn fort, immer weiter fort von der Unglücksstätte, ziellos durch dick und dünn. Er achtete nicht der Dunkelheit, die mehr und mehr hereinbrach, nicht der Dornen, die ihn blutig ritzten und seine Kleidung in Fetzen rissen.

Eine Stunde mochte er so dahingestürmt sein, als seine zunehmende Ermattung und die ihn umgebende, fast vollständige Dunkelheit seine Schritte hemmte. Ohne darüber nachzudenken, wo er sich befinde und ohne den entferntesten Gedanken an ein Zurückkehren nach dem Forsthause oder der Stadt, setzte er sich endlich auf einen gefällten Stamm, über den er beinahe gefallen war, nieder und stützte das sorgenschwere Haupt in beide Hände. Wie lange er so in dumpfem, starrem Hinbrüten dagesessen war, wußte er durchaus nicht, ebensowenig, wie spät es ungefähr sein konnte, als er plötzlich durch ein Geräusch, das deutlich an sein Ohr drang, aus seiner Betäubung geweckt wurde. Es war, als arbeiteten sich mehrere Menschen durch dichtes Buschwerk, so rauschte und knisterte es in seiner Nähe, auch hörte er bald darauf halblaute Stimmen an sein Ohr dringen. Jetzt mußten die Betreffenden in seiner unmittelbaren Nähe sein, er konnte bereits jedes Wort verstehen, das gesprochen wurde; unwillkürlich griff er nach dem Revolver in seiner Tasche und duckte sich hinter dem umfangreichen Baumstamm, auf dem er bisher gesessen, nieder.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte eine Stimme, „lege Deine Sachen nieder, ich werde indessen Licht machen."

Leichtes Klirren, wie von zusammengestoßenem Werkzeug wurde hörbar, dann tauchte einen kurzen Moment ein kaum bemerkbarer Lichtschein auf.

„Sei vorsichtig mit dem Licht," sagte hierauf eine andere Stimme.

„Hab' keine Sorge. Wer sollte uns auch hier sehen? Von der Bahnlinie aus reicht kein Blick hieher in das Gebüsch und sonst irgendwo her wird kein unberufenes Auge schauen. Und nun schleiche Dich vorsichtig möglichst nahe an den Bahndamm und bleibe dort, bis der Bahnwärter von seinem Gang zurückkommt, dann beeile Dich wieder hieherzukommen; bis der Mann seinen nächsten Gang antritt, muß alles fertig sein; ich werde indessen die Zündschnur mit dem Kistchen verbinden und alles andere vorbereiten."

Gleich darauf hörte der Assessor, daß sich der eine der Angekommenen rasch entfernte. Der Zurückbleibende verhielt sich eine Zeitlang ruhig, dann stellte er eine Blendlaterne so auf, daß sie ein würfelförmiges Kistchen, einige Pakete und verschiedene Handgeräte schwach beleuchtete, worauf sich der Fremde mit den erstgenannten Gegenständen zu schaffen machte. Das schwache Licht fiel nur auf einen Teil seines Körpers, doch gewahrte der Assessor, daß dieser Teil e nem kräftig gebauten, muskulösen Manne angehören mußte.

Halblaut sprach der Fremde zu der Arbeit für sich hin. „Diesmal muß es gelingen," sagte er, „und die tausend Thaler Belohnung sind mir sicher. Ich habe die Sekunden, die der Zug gebraucht, um von der Waldecke jenseits bis hieher zu kommen, so genau gezählt und meine Zündschnur darnach bemessen, daß es nicht fehlen kann. Eine Sekunde und die ganze Gesellschaft fliegt in die Luft."

Dem Assessor war keines der halblaut gesprochenen Worte entgangen; er war aber auch keinen Moment darüber im Zweifel, daß er hier die richtigen Verbrecher und Hochverräter vor sich habe. Pfeilschnell tauchte der Gedanke in ihm auf, daß dies der Augenblick sei, die Scharte, die er sich selbst geschlagen, auszuwetzen und vom Gedanken zum Entschluß war es nur ein Sprung. Und wenn er handeln wollte, so mußte er sofort handeln; bis der andere der Verbrecher zurückkommen würde, mußte der eine unschädlich gemacht sein. Denn, wollte er beide zugleich angreifen, so mußte er notgedrungen unterliegen. Einen Augenblick kam aber doch das Bewußtsein über ihn, daß die Handlung, zu der er entschlossen war, möglicherweise, ja sogar wahrscheinlich, für ihn von den schlimmsten Folgen begleitet sein, daß sie ihn das Leben kosten konnte. Im Geiste sah er ein bittend zu ihm aufschauendes Mädchenantlitz, aber gleich darauf trat an dessen Stelle der verächtlich lächelnde Blick des Regierungsrats und der entschied.

Wie ein hungriges Raubtier auf sein Opfer, so stürzte er sich mit einem einzigen Sprung auf den Fremden, packte ihn, ehe er nur einen Laut von sich geben konnte, am Halse und warf ihn zu Boden. Ein Kampf auf Leben und Tod entspann sich nunmehr. Der Fremde war dem Assessor offenbar an Körperkraft überlegen, der letztere hatte jedoch den Umstand für sich, daß er bei seinem unerwarteten Angriff sofort die Oberhand gewonnen hatte und seinen Gegner unter sich sah.

Der Fremde machte zwar verzweifelte Anstrengungen, nach oben zu kommen, allein es gelang ihm nicht, und der Assessor schnürte ihm mit der Rechten den Hals so eng zusammen, daß er bereits bedenklich zu röcheln begann. Mit der Linken hielt er ihm den geladenen Revolver dicht vor die Stirne und forderte in dieser Stellung seinen Gegner auf, sich zu ergeben, widrigenfalls ihn eine Kugel aus dem verderbenbringenden Rohre zur Besinnung bringen werde. Diese Aufforderung hatte jedoch nur zur Folge, daß der Fremde noch verzweifeltere Anstrengungen machte, frei zu werden und dem Assessor bei dieser Gelegenheit die Kleidung in Stücke riß und Gesicht und Hände gar übel zurichtete. Jemehr dies jedoch der Fall war, je fester klammerte sich die Hand des Assessors um seinen Hals und die Wirkung dieses Pressionsverfahrens blieb schließlich nicht aus. Der Fremde wehrte sich immer schwächer und schwächer, während sein Röcheln dem eines Sterbenden glich, bis endlich seine Arme schlaff auf den Boden niederfielen. Jetzt griff der Assessor rasch nach der ganz in seiner Nähe liegenden Zündschnur, faßte die Hände des Bewußtlosen und schnürte sie ihm auf dem Rücken fest zusammen; die beiden Enden behielt er in der linken, den Revolver nunmehr in der rechten Hand. Eben hatte er sich aufatmend emporgerichtet, als neben ihm eine zweite Gestalt auftauchte. Im selben Moment sauste ein schwerer Gegenstand an seinem Kopfe vorüber; ein plötzliches Schmerzgefühl sagte ihm, daß er von demselben gestreift wurde. Ein Feuerschein, ein Krach und ein Aufschrei folgten diesem Vorgang so rasch wie der Donner dem Blitz. Der Assessor hatte von seiner Waffe Gebrauch gemacht und, wie ihm der Aufschrei sagte, nicht ohne Erfolg. Er griff rasch nach der Blendlaterne, die immer noch zur Seite stand und entdeckte beim Schein derselben den zweiten der Verbrecher am Boden liegend und aus einer Kopfwunde heftig blutend. Dieser war vorläufig unschädlich gemacht, das bemerkte der Assessor sofort und seine Aufmerksamkeit galt nunmehr dem Gefesselten, der eben aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und sofort verzweifelte, aber vergebliche Versuche machte, freizukommen.

„Sie sind in meiner Hand," sagte der Assessor, „fügen Sie sich in das Unvermeidliche; Ihr Komplice liegt hier erschossen am Boden und bei dem geringsten Versuch zur Flucht oder Widersetzung, wartet Ihrer ein Gleiches."

Der Gefangene machte noch einige letzte Anstrengungen, seine Fesseln zu zerreißen, dann ergab er sich völlig in sein Los. Der Assessor nahm nunmehr die Enden der Fesseln und die Blendlaterne in die eine, den Revolver aber in die andere Hand und marschierte seinen Gefangenen vor sich her transportierend, in der Richtung fort, in der er die Bahnlinie vermutete.

Gleich darauf hörte er sich mit einem „Wer ist da?“ angerufen. Es war der Bahnwärter, der, durch den Schuß aufmerksam geworden, wieder seine Schritte rückwärts gelenkt hatte.

„In welcher Richtung liegt die Wohnung des Oberförsters Hartwig?“ fragte der Assessor den Mann.

„Wenn Sie hier eine Viertelstunde der Bahnlinie entlang gehen, kommen Sie zu derselben,“ war die Antwort.

Der Assessor beauftragte den Bahnwärter noch, nach dem Toten, vielleicht auch nur Verwundeten zu sehen und, falls das letztere der Fall war, sich dessen anzunehmen und ihn zu bewachen, bis er wieder zurückkomme, dann schritt er mit seinem Gefangenen, sich direkt auf der Linie haltend, dem Forsthause zu.

In dem letzteren hatte sich währenddem eine rührende Szene abgespielt. Dem Oberförster blieben nämlich die trüben Blicke und schweren Seufzer seiner Tochter durchaus nicht verborgen, und als er sie dann recht eindringlich fragte, ob sie denn gar so großen Anteil an dem Mißgeschick des Assessors nehme, da gestand ihm Annchen unter einem Strom von Thränen den Vorgang vom selbigen Nachmittag und verhehlte nicht, daß sie dem Assessor recht von Herzen gut sei. Der Oberförster suchte zwar zu trösten, aber alle seine Worte waren in den Wind geredet. Annchen war keiner Tröstung zugänglich und hatte den Glauben an das Lebensglück bereits verloren.

So lagen die Dinge, als es draußen heftig an die Thür pochte, zugleich gaben auch die Hunde des Oberförsters Laut. Der letztere öffnete und gewahrte zu seinem nicht geringen Staunen den heute nicht mehr erwarteten Assessor in Begleitung des gefesselten Fremden.

„Um Gotteswillen, Herr Assessor, schon wieder einen Hochverräter?“ brach der Oberförster, halb aufs tiefste erschrocken, halb in der Erinnerung des Vorgefallenen, scherzend aus.

„Und diesmal einen echten, verlassen Sie sich darauf,“ gab dieser zur Antwort.

„Aber, wo haben Sie denn diesen erwischt?“

„Davon später, Herr Oberförster. Sind meine Leute nicht hier?“

„Doch, sie haben sich sämtliche bei meinem Gehilfen einquartiert, ich glaube, sie spielen dort Tarock.“

„Hätten Sie die Güte, mir dieselben hieherzurufen?“

Der Oberförster verschwand einige Minuten und kehrte dann mit den sechs Leuten des Assessors, die es sich bereits sehr bequem gemacht hatten, zurück.

Der letztere ordnete nun an, daß zwei von diesen den Gefangenen bewachen, die übrigen vier aber mit ihm den andern der Verbrecher, der entweder tot oder schwer verwundet sein müsse, holen sollten.

Nun aber trat Annchen dazwischen. Anfangs war sie einer Ohnmacht nahe, als sie das blutüberströmte Gesicht des Assessors gewahrte und als dieser gar Anstalten machte, noch einmal in den Wald zurückzukehren, da erklärte sie mit aller Bestimmtheit, sie werde indessen vor Angst sterben.

Der Oberförster war es, der einen Ausweg fand. Er erbot sich, selbst den zweiten Verbrecher mit des Assessors Leuten aufzusuchen, was ihm, als des Waldes und Weges kundig, wohl besser gelingen werde, als dem Assessor.

Dieser war in der That durch die Anstrengung und den ziemlich bedeutenden Blutverlust, den er infolge der durch den nach seinem Kopf geworfenen schweren Gegenstand erhaltenen Wunde erlitten hatte, sehr erschöpft und ließ sich schließlich den Vorschlag gefallen, um in der treuen und sorgsamen Pflege Annchens zurückzubleiben.

Nach kaum einer Stunde brachte der Oberförster den zweiten Verbrecher, der eine schwere, doch nicht lebensgefährliche Verwundung am Kopfe davongetragen hatte.

Andern Tags sah sich der Assessor mit verbundenem Kopf genötigt, einen zweiten Bericht an das Ministerium zu schreiben, der dann auch wirklich mit den beiden Verbrechern nach der Residenz abging. Er selbst aber blieb noch einige Tage in den sorgsamen Händen seiner unermüdlichen Pflegerin zurück, um dann schließlich mit der Einwilligung des Oberförsters als glücklicher Bräutigam das Forsthaus zu verlassen. — Die zweite und wirkliche Heldenthat des Assessors erregte in der Residenz großes Aufsehen und der letztere freute sich dessen umsomehr, als sein direkter Vorgesetzter, der Polizeidirektor Müller, ihm um derenwillen vollständige Verschwiegenheit seiner ersten, minder gewichtigen gelobte.

Annchen Hartwig aber, die schöne Försterstochter, trat ein Jahr später als die Braut des Regierungsrats Braun vor den Altar.

Einige eßbare Schwämme.

(Mit 8 Abbildungen.)

Von J. Petersen-Grönwold.

In unserem Artikel „Allerlei von unseren Schwämmen“ haben wir in einer früheren Nummer auf die Wichtigkeit der Schwämme, auf ihren Nutzen für die Menschen hingewiesen und zugleich einige der eßbaren Pilze genannt. An der Hand der Abbildungen wollen wir nun dem Leser acht verschiedene Pilzsorten anführen.

Die ersten fünf Arten gehören zu den sogenannten Blätterpilzen. Der Name „Blätterpilz“ kommt daher, weil die Pilze dieser Art auf der unteren Seite des Hutes mit Lamellen oder Blättern versehen sind, die vom Rande des Hutes strahlenförmig zum Stiele laufen. Es gibt in Deutschland über 200 Arten Blätterpilze, von denen auch viele giftig, schädlich sind. Zu den eßbaren, also nicht schädlichen, gehören nachfolgende fünf:

1) Brätling (Agaricus volemus), auch Goldbrätling, Birnenmilchling, Brückling und Milchreizker genannt (Fig. 1). Er wächst häufig im Nadelholz, seltener im Buchenwald, gewöhnlich einzeln, seltener in Mengen beisammen. Im Spätsommer, anfangs Herbst erscheint er. Der Stiel wird fast so hoch wie der Hut breit ist; dieser ist an 10 Ctm. breit, kahl, trocken, ohne Glanz, aber fest, goldgelb bis dunkelbraun; während jener, der Stiel, bald gerade, bald gekrümmt, aber von derselben Farbe wie der Hut ist. Die Blättchen (Lamellen) stehen dicht beisammen, gehen ins Gelbliche und Rötliche über; wenn man sie drückt, werden sie bräunlich. Der ganze Pilz (Schwamm) enthält einen weißgelblichen, süßschmeckenden Milchsaft und riecht angenehm.

2) Der echte Champignon (Agaricus campestris) (Fig 2), auch Angerling, Brachmännlein, Tafelschwamm, Ackerblätterpilz u. s. w. benamst. Dieser Schwamm wächst häufig in Mengen zusammen auf Wiesen und Triften im Spätsommer. Künstlich kann dieser Schwamm in Pferdemistbeeten gezogen werden. Sobald dieser Pilz aus der Erde hervorkommt, gleicht er einem Ei; der Hut ist nämlich fest auf den Stiel gedrückt. Auf einer anderen Entwicklungsstufe ist der Hut hoch gewölbt; später, wenn er ausgewachsen, ist er flach, oben weiß, gelblich bis bräunlich, glatt und schuppig. Die Lamellen sind weiß, rosenrot und später schwarzbraun. Der Hut hat einen Durchmesser von 3–12 Ctm. Der Stiel ist von derselben Farbe wie der Hut und wird 5—10 Ctm. hoch. Das Fleisch ist weiß, oft rötlich anlaufend, aber von angenehmem Geruch und Geschmack.

3) Der Musseron (Agaricus prunulus) (Fig. 3). Er führt auch den Namen Mehlschwamm, Moosling und Dörnling. Der Hut des Musseron sitzt häufig nicht in der Mitte auf dem Stiel; er ist bis 8 Ctm. breit, nach unten gebogen, reinweiß gefärbt und bei trocknem Wetter wie Waschleder anzufühlen. Die Blätter stehen locker neben einander und sind ungleich lang. Durch die sich entwickelnden Sporen werden die Blätter später rosa bis grau gefärbt. Der Stiel ist von 3—8 Ctm. Höhe und von ziemlicher Dicke. An seinem appetitlichen Geruch, wie nach frisch angefeuchtetem Mehl, und an seinem schwach säuerlichen Geschmack ist der Musseron am leichtesten zu erkennen. Er kommt im Sommer und Herbst zum Vorschein, bald einzeln, bald gesellig an feuchten moosigen Waldstellen, daher der Name Moosling.

4) Der Parasolschwamm (Agaricus procerus) (Fig. 4). Er heißt auch Regenschirmschwamm und hoher Blätterschwamm. Der ganze Schwamm gleicht einem Sonnenschirm, daher auch sein Name. Sein Stiel wird bis 30 Ctm. hoch, der Hut 8—20 Ctm. breit und hat, wenn er ausgewachsen ist, in der Mitte einen Buckel, um den sich gleichlaufende Ringe mit dachigen Schuppen ziehen; zwischen den Ringen kommt das zarte, weiße Fleisch zum Vorschein. Die Blätter sind weiß und gehen nicht bis zum Stiel. Der Stiel hat auch einen Ring, der sich auf und ab schieben läßt. Geschmack und Geruch sind nußartig; der Schwamm enthält aber eine gesunde Nahrung. Sein Standort ist auf sandigem Boden, wo er im Sommer und Herbst zu finden ist.

5) Eierschwamm (Cantharellus cibarus) (Fig. 5). Andere Namen sind: gelber Champignon, Speise-Faltenschwamm, Pfifferling, Dotterschwamm, Gelbling u. a. Er unterscheidet sich von den vorher beschriebenen darin, daß seine Blätter oder Lamellen mehrfach geteilt sind und schräg vom Hute aus am Stiel herablaufen; daher auch der Name „Faltenpilz“, den der Eierschwamm auch führt. Der Hut hat Trichterform, einen eingebogenen Rand, der leicht zerreißbar ist. Der Stiel, auch Strunk genannt, geht allmählich in den Hut über. Der ganze Schwamm hat eine orange- oder dottergelbe Farbe, einen schwachen Aprikosen-, oft auch Mehlgeruch und ist sehr wohlschmeckend. Er schießt über nacht aus dem Boden hervor, nicht einzeln, sondern in ganzen Kreisen. Insekten und Würmer fressen ihn selten an, daher ist er einer der appetitlichsten Schwämme.

6) Boletus edulus oder der Steinpilz, auch eßbarer Röhrenpilz und Kuhpilz genannt (Fig. 6), ist kein Blätterpilz, sondern gehört zur Gattung der Röhrenpilze (Boletus-Arten), da die untere Seite des fleischigen, gestielten Hutes Röhren, die in feine Löcher münden, aufweist; die Röhren sind aber mit dem Hute verwachsen, und sind anfangs grauweiß, werden aber später fast grün. Der bis 8 Ctm. dicke Stiel wird so hoch, wie der Hut breit wird, und ist von hellgrauer bis brauner Farbe. Beim Zerbrechen verändert der Steinpilz seine Farbe nicht, wie mehrere andere Pilzarten, die ihm ähnlich sehen.

7) Die Speise-Morchel (Helvella esculenta) (Fig. 7), auch führt sie den Namen „Lorchel“. Dieselbe wächst auf Sandboden, sowie in Kiefernwäldern auf moosfreien Plätzen, oft auch an Wegen

und auf Viehweiden. Auch sie hat noch einen Stiel, der höchstens 5 Ctm. hoch wird, von weißer Farbe und mit Höckern versehen ist. Der Hut hat eine unregelmäßige Form, oft ist er schlafmützenförmig mit herabhängenden Lappen; er hat eine kastanienbraune Farbe. Dieser Schwamm kommt bereits im April und Mai zum Vorschein und ist sehr schmackhaft.

8) Trüffel (Tuber cibarium) (Fig. 8). Hauptsächlich ist Frankreich und Italien die Heimat der Trüffel; doch kommt sie auch in einigen Gegenden Deutschlands vor, so am Harz, im Thüringerwald, in der Pfalz und an anderen Orten. Die Trüffel ist von rundlicher Gestalt und oben höckerig gefeldet. Inwendig ist sie von weißlicher Farbe mit braunen Aederchen und riecht weinartig. Sie wächst aber nur unter der Erde, so daß man Hunde zum Suchen gebrauchen muß. Die Trüffel ist der kostbarste aller Schwämme. Frankreich löst an 3 Millionen Thaler aus der Trüffelausfuhr; denn 1 Kgr. Trüffel hat einen Wert von 5—6 Mark.

Hiermit wären wir mit der Beschreibung der acht Schwämme fertig. Schon in dem ersten Artikel wurde auf den Nährwert dieser Gewächse hingewiesen und der Wunsch ausgesprochen, diese Schwämme möchten doch im Haushalt mehr Verwendung finden. — Die Furcht, sich zu vergiften, hält aber viele ab, Schwämme zu genießen. Aus diesem Grunde haben wir 8 Schwämme beschrieben, die durchaus nicht giftig, aber sehr schmackhaft und nahrhaft sind. — „Im allgemeinen“, schreibt Dr. Baenitz in seiner Botanik, „gelten die Pilze für giftig, welche außen klebrig und blaugrün, schwarz oder blutrot gefärbt sind, unangenehm riechen und beißend schmecken, einen Milchsaft aussickern, in schwarze Jauche zerfließen und beim Durchschneiden schnell die Farbe ändern, z. B. blau anlaufen.“ Und dies ist bei den oben beschriebenen nicht der Fall. Längere Zeit halte man sich darum nur an diese acht Arten; erst mit der Zeit, wenn man mehr Kenntnisse der Schwämme praktisch erworben hat, kann man auch andere Sorten sammeln.

Wer Schwämme essen will, sammle nur junge und frische Exemplare, nie solche, welche schon absterben, wasche sie dann im kalten, die etwas bitter schmeckenden im lauwarmen Wasser. Dann entferne man die Blätter, Röhren, Stacheln und auch bei einigen die zähe Haut.

Den Rest, das Fleisch des Schwammes, kann man zu Gemüsen, zu Suppen 2c. benützen. Ueber die verschiedene Benützung, sowie Zubereitung des Schwammes wird wohl jedes gute Kochbuch Auskunft geben können. Es ist also nicht nötig, hierauf weiter einzugehen.



Nur immer nobel

Stubenmädchen: „Herr Professor, der Dienstmann sagte, die Dame, welche ihm das Boukett gegeben hat, habe ihn schon bezahlt, hier sind Ihre 5 Pfennige!“ —

Professor: „Hätten Sie ihm doch das Geldstück als Trinkgeld gegeben, damit der Mensch sehen sollte, daß ich auch nobel sein kann!“

Lebewohl.

(Mit Bild.)

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüt', eine Blüt' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich;
Darf sie nicht erwarten.

Ludwig Uhland.

Allerlei

Anzüglich. Professor (zu den Studenten): „Bitte, rauchen Sie nur weiter, mich geniert's gar nicht. Es geht mir mit dem Tabak wie mit dem Heu; ich selber esse es nicht, aber ich habe meine Freude daran, wenn es Anderen mundet.“

Ein Urteil. „Schon wieder ein Bild fertig, mein Fräulein?“ — „Wie Sie sehen!“ — „Aber das geht ja bei Ihnen wie geschmiert.“ Ulk.

Gewagte Behauptung. In einem Hofzirkel unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. wurde einst viel über die Treue und Untreue des männlichen und weiblichen Geschlechtes gesprochen. — Der damalige französische Gesandte, Marquis Jenny, behauptete im Feuer der Unterhaltung über dieses Thema etwas keck in Gegenwart der Kaiserin: „Alle Frauen seien durch Gold zu erringen!“ — „Ich auch?“ fragte die Kaiserin. — „Ja, Euer Majestät,“ antwortete er, „aber der Käufer fehlt.“ St.

Zugeständnis. „Einjähriger Mooshuber, wie sehen Sie denn heute wieder aus! Sie sind ja gar nicht rasiert! Meinetwegen können Sie ja den Bart stehen lassen, ich habe nichts dagegen, aber rasieren müssen Sie sich! Verstanden!“ Dorfb.

Ausdauer. König Robert Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie, schlief bei einer Rekognoszierung des ihm gegenüberstehenden feindlichen Heeres in einer Scheune, welche einem ihm zugethanen Landmann gehörte. Als er früh das Haupt von seinem Strohlager erhob, bemerkte er eine Spinne, die an einem Balken der Decke hinanklimmte. — Das Insekt fiel herab, machte aber augenblicklich einen zweiten Versuch, um hinauf zu kommen. Dies zog die Aufmerksamkeit des Helden immer mehr auf sich, der mit Bedauern zusah, wie die Spinne auch das zweitemal von derselben Höhe herabfiel. Auch ein dritter Versuch fruchtete nicht. So sah der Monarch das Insekt zwölfmal vergebens wiederholen, aber die dreizehnte Anstrengung belohnte endlich den Erfolg. Die Spinne erklimmte endlich die Spitze des Balkens, und der König rief, von seinem Lager aufspringend, aus: „Dies verachtete Insekt hat mich Ausdauer gelehrt, ich will seinem Beispiele folgen. Unterlag ich nicht auch zwölfmal der überlegenen Macht meiner Feinde? Auf einem Gefechte vielleicht beruht die Unabhängigkeit meines Vaterlandes!“ Und wenige Tage darauf ward dieses durch den für Schottland glorreichen Ausgang der Schlacht von Bannokbure bestätigt. K. St.

— Die brasilianische Zeitung „Gazetta de Campinas“ beschreibt eine Sklavenjagd, welche neulich in der Provinz Sao Paolo vorfiel. Zehn Soldaten begaben sich nach Vallinhos und vereinigten sich dort mit bewaffneten Pflanzern, um entlaufene Sklaven einzufangen. Man entdeckte die Flüchtlinge bei der Plantage des Oberst Manoel de Queirez am Capivarystrom. Sie schliefen in einer Hirtenhütte, welche mit Aesten und Schlinggewächsen verrammelt war. — Sogleich begann ein mörderischer Kampf, in welchem mehrere Sklaven erschossen oder gefangen wurden. — Julius Verne brandmarkt das Treiben der brasilianischen Sklavenjäger in seiner Erzählung Jangada, welche auch in deutscher Uebersetzung im Verlage Hartleben in Wien erschienen ist. S.

Thoren und Weise.

Den Thoren erkennst du daran,
Daß er nach Entlegenem greift,
Und sein Entschluß zur That
Erst in der Zukunft reift.
Doch dem nur die Gegenwart nützt,
Das ist ein verständiger Mann,
Der sieht und faßt nur das,
Was er ergreifen kann. Ph. Held.

Lösungen:

Nr. 74. T b 1—c 1. L g 5—c: e 2—e 4 † etc.

Nr. 75. D f 6—f 4. S c 3—c 2 S g 4—f 6 etc.

Charade.

1.

Ein Fremdling bin ich, doch in deutschen Landen
Längst eingebürgert; oft gesellt sich mir
Aufdringlich zu ein größ'rer, schlimmer Landsmann
Und ärgert mich durch stetes Widersprechen.

2 und 3.

Ein wundersam Gebilde bin ich, welches
Traumartig vorschwebt auserwählten Geistern,
Ein Bild, aus dessen kühn phantast'scher Form
Schwer sich herausschält der Ideenkern.

Das Ganze.

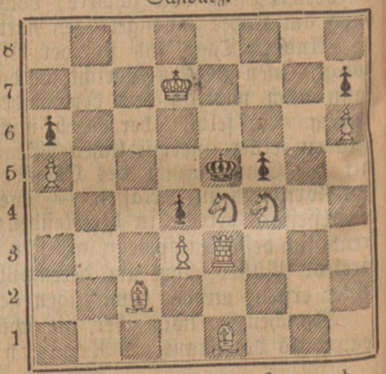
Ein ganz prosaisch Ding bin ich, ein Vetter
Des Götzen Mammon, Tausenden willkommen;
Ein Ding, das manchem Hermesjünger
Auf seinen weiten Touren goldig vorschwebt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 76.

Von M. Pollak.

Schwarz.



a b c d e f g h

Weiß.

Matt in 3 Zügen

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Wenn Franz Drake nicht gewesen wäre, hätten viele Leute nicht einmal trockene Kartoffeln zu essen.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.